Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 77 (1983)
Heft: 6

Artikel: "Wie lange, o Herr?" : Predigt zum letztjährigen "Tag des Flüchtlings"
Autor: Sonderegger, Hugo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143046

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hugo Sonderegger

«Wie lange, o Herr?»

Predigt zum letztjährigen «Tag des Flüchtlings»*

Die Schweizerischen Hilfswerke haben den 19. Juni zum «Tag des Flüchtlings» erklärt. Es geht ihnen dabei nicht um die *Bekannt*machung der Flüchtlingsnot in der Welt, sondern um ihre *Bewusst*machung. Das Gefühl für das weltweite Elend soll aus dem Dunstkreis der Gewöhnung, der Abstumpfung und des Selbstschutzes herausgehoben und in die Klarheit unserer Vorstellung, unserer Phantasie und unseres Mitempfindens versetzt werden: Leiden am Leiden der andern.

Seit einer Woche ist Krieg im Libanon. Ergebnis: Zehntausend Tote, sechshunderttausend neue libanesisch-palästinensische Flüchtlinge, nachdem bereits 1948 eine Million Männer, Frauen und Kinder aus den Dörfern und Städten ihrer palästinensischen Heimat geflohen waren. Und noch heute leben sechshundertfünfzigtausend Palästinenser in Lagern, nicht ohne die berechnende Politik ihrer arabischen «Brüder», die am Fortbestand der Lager als Schandmal gegen den Staat Israel interessiert sind. Und schliesslich leben einundeinviertel Millionen Palästinenser seit über dreissig Jahren verstreut über den ganzen Nahen Osten.

Und wie steht's andernorts? In Guatemala zum Beispiel haben rund eine Million Menschen ihre Heime verlassen und sind aus Furcht vor Gefängnis, Folter und Tötung in den «Untergrund» getaucht. Im kleinen El Salvador leben dreihunderttausend Menschen ausserhalb ihrer Dörfer und Häuser, und etwa gleichviele leben im Ausland — und wie! (Angaben aus dem HEKS-Nachrichtenblatt, Mai/Juni 1982)

Was sagt uns alles das? Fast nichts! Die Masslosigkeit der Zahlen raubt uns die Vorstellungskraft, die Unermesslichkeit des Grauens macht unser Gemüt stumpf. «Wie lange, o Herr?» hat der junge Jesaja geschrieben, als Gott ihn zum Gerichtspropheten berief. Gerichtsprediger Gottes kann man wohl nur als Leidender sein. Es ist etwas Entsetzliches, zu ahnen oder zu wissen, dass andere zugrunde gehen werden. «Wie lange?» — diese beiden Worte sind die Antwort Jesajas auf seine Berufung. Was liegt nicht darin an echtem Prophetentum, an Darstellung des Leidens Gottes!

Jeremia, der hundert Jahre nach Jesaja gelebt hat, gibt, subjektiver in seinem Ausdruck, einen noch unmittelbareren Einblick in sein Inneres: «Ist denn kein Balsam mehr in Gilead, ist kein Arzt mehr da? Warum will nicht heilen die Wunde meines Volkes? O dass mein Haupt mir zerflösse, mein Auge mir würde zum Tränenquell! Weinen wollte ich Tag und Nacht um die Erschlagenen meines Volkes» (Jer. 8, 22f.).

Heute drohen die Masslosigkeit der Zahlen und das Übermass an Information uns des Leidens am Leiden der an-

* Dritter Teil einer Auslegung von Jesaja 6, der Berufung des Propheten. Die Predigt wurde zum letztjährigen «Tag des Flüchtlings» am 19. Juni 1982 in der Kirche St. Jakob und in der Wasserkirche Zürich gehalten.

dern unfähig zu machen. Darum gehört zum geistlichen Leben des Christen, dass er sich den Einzelnen vor Augen stelle: «Tag *des* Flüchtlings». Millionen von Heimatlosen — aber jeder ist einer, ist eine, ein Mensch, trägt Menschenantlitz, hat ein Herz, das fähig ist zur Angst, zum Träumen, zur Trauer. Jeder, jede ist ein Leben.

Der Flüchtling — hinter sich das Inferno, dem er entronnen ist, die Verfolgung, vielleicht die Folter. Hinter sich Gräber, die Toten, die Verschollenen, die nie Vergessenen. Hinter sich die verlorene Heimat und damit die Entwurzelung. Vielleicht hat der Flüchtling bereits ein erstes Auffanglager erlebt. Hier erfuhr er ganz neu und erschreckend, wie das Leben aussieht ohne Privatheit. Stellt Euch vor, wir hätten unsere eigene Küche nicht mehr, wo wir Tag für Tag seit Jahren unsere Mahlzeiten einnehmen, keine Stube, kein eigenes Bett, wir müssten das WC mit dreissig oder hundert andern teilen.

Der Flüchtling — vor sich die Fremde. Was das heisst: eine fremde Kultur, also ein total anderes Lebensgefühl; eine fremde Sprache, also zunächst verurteilt zur Sprachlosigkeit, ausgeliefert dem Missverständnis und dem Misstrauen! Denkt Euch, wir würden nach wenigen Flugstunden auf einem indischen Dorf untergebracht — und müssten darüber noch froh sein und uns pausenlos dankbar erweisen!

Die Fremde — Zerstörung elementarster Lebenserwartungen. Wo bleibt das «Recht auf Leben» eines Kindes oder alter Menschen, die so unschuldig an ihrem Schicksal sind, wie wir das unsrige nicht verdient haben? Die alte Frau in ihrer Gebrechlichkeit, mit ihrer äusseren und inneren Unbeweglichkeit, ist gezwungen, den gewaltigen Schritt zu tun von der Heimat in die Fremde, wo sie nicht willkommener Gast, sondern geduldeter Flüchtling ist.

Unser Schritt ins Altersheim entspricht im Vergleich dazu eher einem Spaziergang, der Einladung zu einem Gartenfest. Wie verwöhnt wir sind! Wie viele sagen als das Selbstverständlichste von der Welt, dass sie nie und nimmer in ein Altersheim gehen würden? Woher nehmen wir uns das Recht zu solch einer Haltung? Wie lässt sich diese vereinen mit der Bitte des Unser Vaters, dass Sein Wille geschehe? Wie wollen wir bestehen im Vergleich mit den Kambodschanern bei uns? — «Wie lange, o Herr?»

Leiden am Leiden des andern — wer will denn das freiwillig? Haben wir nicht genug mit uns selbst zu schaffen? «Wen soll ich senden?», eine glatte Überforderung für jeden Helfer! Hinzu kommt die Aussicht, dass keine Flüchtlingswelle die letzte ist. Wir denken zurück an die Armenier nach dem Völkermord unter Kemal Atatürk im Ersten Weltkrieg, an die russischen Flüchtlinge nach der Oktoberrevolution 1917, an die jüdischen Flüchtlinge nach dem Machtantritt Adolf Hitlers, an die Ungarn 1956, an die Tschechen 1968. Und heute? Die Fluchtwellen überstürzen sich. Von den chilenischen, von den afghanischen Flüchtlingen sprechen wir schon gar nicht mehr, nicht von denen aus Kambodscha, aus Uganda. Wir verlieren uns bereits wieder in der Masslosigkeit. Flüchtlingswellen gehören offenbar zu unserem Zeitbild wie Ebbe und Flut zu den Meeresküsten, wie die Föhnstürme zu unseren Alpen.

«Wen soll ich senden? Sende mich!» Aber wer bin denn ich, dass Gott mich senden könnte? Ein Mensch mit unreinen Lippen, unter einem Volk mit unreinen Lippen.» — Dazu etwas Persönliches! Das Sendungsbewusstsein muss ja irgendwie auch spielen beim Pfarrerberuf. Aber je älter ich geworden bin, umso eigenartiger, ja anmassender wurde mir derselbe. Fünfzig Jahre lang habe ich nun Theologie studiert, von Gott gelesen, geredet, geschrieben. Immer über Gott sprechen, und das doch hoffentlich irgendwie im Bewusstsein, dabei nicht ganz daneben zu greifen. «Mit unreinen

Lippen» — woher nehme ich mir das Recht oder die Erlaubnis zu solch einem Beruf? Aber das ist schliesslich nicht nur meine oder meiner Kollegen Frage, das ist auch deine Frage als Christ, wenn du der Botschaft vom neuen Volk Gottes nicht ausweichst, das die herrlichen Taten dessen verkündigt, der uns aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht berufen hat und der uns die Qualität zuspricht, Salz der Erde, Licht der Welt zu sein. Christ ist keiner ohne die Gemeinde des Christus. Und diese steht auf der Verheissung, dass wir zum Volk Gottes gehören, dass wir der Erde treu bleiben dürfen, weil sie «der Herrlichkeit Gottes voll» ist. Und dabei spüren wir es fast körperlich, dass diese Herrlichkeit verborgen ist wie der Frühling unter der Todesstarre des Winters.

Jesaja muss seinem Volk Gericht ankünden, und zwar in der gespenstischen Form der Verstockung: «Geh hin und sprich zu diesem Volk: Höret immerfort, doch verstehet nicht, und sehet immerfort, doch erkennet nicht! Verstocke das Herz dieses Volkes, mache taub seine Ohren und blende seine Augen, dass es mit seinen Augen nicht sehe und mit seinen Ohren nicht höre, dass nicht sein Herz einsichtig werde und man es wieder heile.» Hie und da haben wir den Eindruck, die Stunde der Verstockung habe *uns* geschlagen, die volle Preisgabe an unsere Schuld, so dass wir in Sachen sozialer Gerechtigkeit nicht weiterkommen und die Militärapparate gar nicht mehr abrüsten können.

Wem gilt das Gericht? Etwa den Flüchtlingen, die aus den Ländern der Gewalttat, des Mordes und der Willkür entronnen sind? Den Leuten aus der Türkei, aus El Salvador, aus Beirut? In Lukas 13 wird uns erzählt, dass Leute von Jerusalem herab Jesus begegnet sind und ihm die neueste Sensation aus der Hauptstadt berichtet haben: Einer der alten Stadttürme war eingestürzt und hatte achtzehn Menschen unter sich begraben. Den Leuten, die damals rasch bereit waren, solche Ereignisse in Zusammenhang mit dem strafenden Gott zu bringen, stellte Jesus die Frage: «Meint ihr, sie seien schuldiger gewesen als alle andern Menschen in Jerusalem?» Es kommt wohl keinem annähernd normalen Schweizer in den Sinn, aus dem Schicksal der Flüchtlinge auf ihre besondere Schuld zu schliessen, jener Geschundenen, die weder am Waffenhandel noch an Fluchtgeldern noch an Gewinnen aus der Dritten Welt beteiligt sind wie ich und du. Wir Schweizer profitieren alle mit unserem Lebensstandard vom weltweiten Unrecht.

Hier werden Krisen theologisch gedeutet, nicht nur politisch, also aus dem Glauben heraus, «vor Gott». Darum ist von Schuld die Rede. Wo aber die Bibel von Schuld spricht, kann sich keiner heraushalten. Die Schuldverstrickung trifft jeden und jede. Das ist das Unheimliche, dass die Dinge so unentrinnbar sind, dass keiner seine Hände in Unschuld waschen kann, dass ich so unentschuldbar bin.

Die Frage liegt ja ständig in der Luft, bei jedem Verkehrsunfall, oder wenn jemand schwer erkrankt ist: warum jener, warum nicht ich? Warum in Asien, in Lateinamerika, warum nicht bei uns? Warum traf es 1914 und 1939 die Belgier, die Franzosen, die Deutschen, die Polen, die Russen, warum nicht uns? Weil wir besser wären als sie?

Es gibt da wohl keine Glaubensantwort ausser der, welche die Geschichte vom eingestürzten Turm von Siloah anbietet: «Meint ihr, sie seien schuldiger gewesen als alle andern Menschen, die in Jerusalem wohnen? Nein, sage ich euch, sondern wenn ihr nicht Busse tut, werdet ihr alle auf dieselbe Weise umkommen.» Das ist eine Glaubensdeutung, und diese steht noch lange nicht für ein unfehlbares Wissen, sondern oft nur für das Staunen über ein unauflösliches Rätsel.

Die Berufung des Jesaja endet mit den Worten: «Und ist noch ein Zehntel im

Lande, so wird es wiederum vertilgt wie bei der Terebinthe und der Eiche, von denen beim Fällen noch ein Stumpf bleibt. Ein heiliger Same ist sein Stumpf.» Der heilige Same tritt an die Stelle des gefällten Baumes. Jesaja hatte nicht nur Gericht gepredigt, er glaubte an die Zukunft Gottes, des Erlösers und Neuschöpfers. Die herrlichsten Adventstexte des alten Testaments finden sich bei ihm: «Ein Reis wird hervorgehen aus dem Stumpf Isais, und ein Schoss aus seinen Wurzeln Frucht tragen... Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns gegeben, und die Herrschaft kommt auf seine Schulter, und er wird genannt: Wunderrat, starker Gott, Ewigvater, Friedensfürst... Da wird der Wolf Gast sein bei dem Lamme» (aus Jes. 9 und 11). Der christliche Glaube denkt da an den Christus.

«Wen soll ich senden?» Wer darf den Namen «Gott» in den Mund nehmen? Wer mag das noch tun? Wir *sollen* es tun! Im Namen dessen, der das Gericht auf sich genommen hat — wer versteht das? Im Namen dessen, der den Totensonntag in Ostern verwandelt hat — wer fasst das? Wir verstehen es immer nur solange, als wir bereit sind, die Stimme ernst zu nehmen, die uns zuruft: «Steh auf und wandle!» Steh auf als einer mit unreinen Lippen, in dieser Welt des Todes.

Denn hier hat uns der Herr bestellt zum Träger seiner Sache, die nicht unsern Genuss auf Kosten der andern will, nicht die Tränen der Mütter, nicht das Weinen der Kinder, nicht zerbrochenes Leben, nicht Hunger, nicht Krieg noch Tod, sondern die Ehre seiner Schöpfung und damit unsere aktive Ehrfurcht vor allen seinen Geschöpfen.

■

Arbeitsgemeinschaft Swissaid/Fastenopfer/Brot für Brüder/Helvetas zur Asylgesetzrevision

Mit dem Bundesrat ist die Arbeitsgemeinschaft Swissaid/Fastenopfer/Brot für Brüder/Helvetas der Meinung, dass die Dauer von 2-3 Jahren bis zum definitiven Asylentscheid entschieden zu lang ist und allfällige Missbräuche des Asylrechts zu bekämpfen sind. Einverständnis besteht auch mit dem bundesrätlichen Ziel, das bestehende Asylrecht der Schweiz in seiner Substanz nicht anzutasten. Denn das Boot ist noch nicht voll.

Im Hinblick auf die Verkürzung der Verfahrensdauer stimmen die Entwicklungsorganisationen dem Vorschlag zu, dass das EJPD anstelle des Gesamtbundesrates in letzter Instanz über die Asylgewährung entscheidet. Diese Zustimmung erfolgt unter der Voraussetzung, dass zuvor das Departement für auswärtige Angelegenheiten zu konsultieren ist. Mit Nachdruck wendet sich die Arbeitsgemeinschaft jedoch dagegen, dass bei «offensichtlich unbegründeten» Gesuchen das Asyl in einem summarischen Verfahren ohne Befragung des Asylbewerbers verweigert werden kann. Mit der vorgeschlagenen Neuregelung würde ein weitmaschiger Ermessensspielraum entstehen, «durch den die liberale Asylpraxis in ihrer Substanz ausgehölt werden kann», heisst es in der Vernehmlassung an den Bundesrat.

Überdies müssen die zuständigen Bundesstellen personell stark ausgebaut werden, um das Verfahren zu beschleunigen. Eine Verkürzung der Verfahrensdauer ist nicht nur für die Flüchtlinge von Vorteil, sondern kommt auch den Bund weit billiger zu stehen, als mittellose und arbeitslose Asylbewerber während einer langen Verfahrenszeit finanziell unterstützen zu müssen.

Aus kulturellen Gründen stellt die Integration von Flüchtlingen aus Lateinamerika, aus Asien oder Afrika oft schwerwiegendere Probleme als für Flüchtlinge beispielsweise aus Osteuropa. Die Schweiz sollte deshalb ihre Flüchtlingshilfe in den Entwicklungsländern weiter verstärken, um mitzuhelfen, dass Integrationschancen in verwandten Kulturräumen vermehrt wahrgenommen werden. Zusätzlich kann der weitere Ausbau der Entwicklungshilfe für ärmere Bevölkerungsgruppen dazu dienen, dass Armut, Elend, aber auch Repression an der Wurzel bekämpft werden und damit zukünftigen Flüchtlingsströmen entgegengewirkt wird. Eine liberale Asylpolitik bedarf einer aktiven Entwicklungspolitik als Ergänzung.